

## PROLOG

### EINE BITTE ZU BEGINN

Die Geschichte der DIS-Harmonie beschäftigt sich mit einer Thematik, die bei einigen Menschen starke emotionale Reaktionen hervorrufen kann.

Dieser Warnhinweis wendet sich zum einen an die Menschen, die sich bislang noch nicht mit den Auswirkungen sexueller Gewalt befaßt haben. Vor allem aber wende ich mich an diejenigen Leser, die persönlich von dieser Thematik betroffen sind. Sollten Sie selbst Opfer sexueller Gewalt geworden sein oder bei sich gar eine Dissoziative Identitätsstörung (= Multiple Persönlichkeitsstörung) vermuten, bitte ich Sie ausdrücklich darum, beim Lesen dieser Lektüre die nötige Vorsicht waltenzulassen.

Dieses Buch enthält Stellen, die möglicherweise *triggern*, d. h., durch negativ belastete Assoziationen störungsbedingte Symptome hervorrufen können. Lesen Sie dieses Buch daher bitte nur dann, wenn Sie sich in einer stabilen Verfassung befinden. Stellen Sie sicher, daß Sie eine vertraute und qualifizierte Person in Ihrer Nähe haben, die Sie gegebenenfalls auffängt, falls verdrängte Traumata durch die Lektüre dieses Buches in den Vordergrund geholt werden.

Wenn Sie bei sich die konkrete Gefahr sehen, daß das Lesen dieser Geschichte triggernd wirken oder gar zu einer unkontrollierten Retraumatisierung führen könnte, bitte ich Sie in Ihrem eigenen Interesse, dieses Buch nur unter therapeutischer Begleitung zu lesen.



# INHALT

|                                    |     |
|------------------------------------|-----|
| KAPITEL I                          |     |
| <b>EINE NEUE WELT</b> .....        | 13  |
| KAPITEL II                         |     |
| <b>DIE GASTGEBERIN</b> .....       | 20  |
| KAPITEL III                        |     |
| <b>AUFBRUCH</b> .....              | 31  |
| KAPITEL IV                         |     |
| <b>STIMMEN</b> .....               | 36  |
| KAPITEL V                          |     |
| <b>IN MEMORIAM MORTUORUM</b> ..... | 44  |
| KAPITEL VI                         |     |
| <b>SEELENVERWANDTSCHAFT</b> .....  | 52  |
| KAPITEL VII                        |     |
| <b>DER WEG NACH VORNE</b> .....    | 65  |
| KAPITEL VIII                       |     |
| <b>DER ERSTE KONTAKT</b> .....     | 72  |
| KAPITEL IX                         |     |
| <b>STREIK!</b> .....               | 80  |
| KAPITEL X                          |     |
| <b>GEHEIME OFFENBARUNG</b> .....   | 86  |
| KAPITEL XI                         |     |
| <b>SOPHIA</b> .....                | 100 |
| KAPITEL XII                        |     |
| <b>VERÄNDERUNGEN</b> .....         | 110 |

|                                       |     |
|---------------------------------------|-----|
| KAPITEL XIII                          |     |
| <b>SCHWESTERN</b> .....               | 121 |
| KAPITEL XIV                           |     |
| <b>UNERWARTETES</b> .....             | 127 |
| KAPITEL XV                            |     |
| <b>CHIPS LETZTER FLUG</b> .....       | 139 |
| KAPITEL XVI                           |     |
| <b>HOFFNUNG</b> .....                 | 159 |
| <br>                                  |     |
| ANHANG                                |     |
| <b>WEITERFÜHRENDE LITERATUR</b> ..... | 171 |





KAPITEL I  
**EINE NEUE WELT**

»SATANA«, erfüllte eine dunkle Stimme den Raum.

Die kalten, rauhen Wände aus rotem Ziegelstein warfen dunkel den Widerhall des Wortes durch die Düsternis des abgefinsterten Raumes. Die Fenster waren bereits vor vielen Jahren zugemauert worden, und die einzige Tür war jetzt mit einem dicken Balken verriegelt. Allein einige Fackeln, die schräg in den Wänden verankert waren, kämpften tapfer gegen die Dunkelheit an. Ihr dumpfer, flackernder Schein tauchte den Raum in ein mystisches Licht, und es schien, als würden die Schatten an den Wänden zu Leben erwachen. Im klammen Schein des offenen Feuers ließ sich am Boden eine Unmenge winziger, mosaikartig zusammengesetzter Glasfragmente erkennen, die sich zum Bild eines diabolischen Pentagramm vereinten. An den Spitzen des Fünfsterns stand jeweils ein manns hoher Kerzenleuchter, dessen kleine Flamme jedoch mehr Schatten als Licht spendete und so die beklommene Stimmung des Raums verstärkte. Auf den wuchtigen roten Kerzen waren schwarze Kreuze angebracht, deren kurzes Ende des Längsbalkens nach unten zeigte.

»SATOR NOSTER«, folgten in perfekter Synchronität vier monotone Stimmen. Zu beiden Seiten des innenliegenden Fünfecks standen je zwei Männer und zwei Frauen, die in einer Art Chor den Anruf Satans vervollständigten. Sie waren in lange, schwarze Kutten mit spitz zulaufenden Kapuzen gekleidet. Ihre Arme hielten sie über der Brust zu einem ›X‹ gekreuzt, die Hände zu Fäusten geballt.

»SATANA«, erhalte erneut die dunkle Stimme des Zeremonienmeisters. Der auffällig großgewachsene Mann, der am oberen Eck des Pentagons stand, trug eine rote Robe, die für seine Verhältnisse eine Nummer zu klein geraten schien. Seine Hände waren in den Ärmeln seiner Kutte verborgen.

»TE SANCIMUS«, antwortete der Chor kurz darauf im selben monotonen, perfekt synchronisierten Tonfall.

Mit dem nächsten Anruf Satans streckte der Anführer dieses Rituals seine Hände nach vorne. Alles erschien wie in Zeitlupe abzufließen. Die Ärmel seiner Robe glitten langsam über seine Hände und enthüllten den Dolch, der darunter verborgen in seinen gefalteten Händen ruhte.

»SALVATOR NOSTER«, ergänzte der Chor wiederum den Anruf ihres Herren, während dieser den Dolch, den er nun weit von sich streckte, langsam über seinen Kopf erhob. Die Robe rutschte dabei über seine Fußknöchel und gab den Blick auf ein Paar Nike-Turnschuhe frei, die so gar nicht in das Bild passen wollten. Unbeirrt von diesem Stilbruch setzte der Chor erneut zur monotonen Antwort auf den nächsten »SATANA«-Ruf des Hohepriesters an.

»TIBI SACRIFICIMUS«, versprachen sie, während ihre Blicke gebannt der Bewegung des Dolches in den Händen ihres Meisters folgten.

Der Dolch hatte nun seinen höchsten Punkt erreicht. In einer abrupten, aber dennoch weichen, fließenden Bewegung drehte der Zeremonienmeister ihn in seinen Händen herum, so daß die Klinge den Boden zeigte und verharrte in dieser Stellung. Mit einem Mal war es totenstill im Raum. Selbst das Knistern der Fackeln schien in diesem Augenblick verstummt zu sein. Die Luft war schwanger vom Gestank nach Schweiß und Schwefel vergangener Zusam-

menkünfte und der dämmrige Schein der Kerzen flackerte bedrohlich in dem kalten Metall wider. Dieser Moment der Stille dauerte nur wenige Sekunden an, vermittelte jedoch eine vage Vorstellung dessen, was man allgemein hin als Ewigkeit bezeichnen würde.

Nach diesem kurzen Augenblick einer Ewigkeit ließ der Zeremonienführer den Dolch wieder herabsinken, die Klinge weiterhin nach unten gerichtet. War das Anheben vorher in Zeitlupe geschehen, so senkte er ihn nun so langsam, daß man den Eindruck hatte, er würde sich nicht einen Millimeter bewegen. Wie als ein beweiskräftiges Indiz dafür, daß der Dolch sich tatsächlich auf den Weg nach unten gemacht hatte, begann der Chor unvermittelt damit, das satanischen Mantra in kalter Monotonie zu wiederholen, nur daß sie diesmal auch die Satansanrufe ihres Meisters übernahmen, der sich nun voll und ganz auf das konzentrierte, was vor ihm lag.

Im selben Augenblick begann lautes Kindergeschrei einen solistischen Kampf gegen das sakrale Gemurmel dieser düsteren Gesellschaft aufzunehmen. Das Schreien kam aus dem Zentrum des Pentagramms, wo ein schmuckloser Steinaltar zu einer behelfsmäßigen Krippe umgerüstet worden war. In ihr lag ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren. Ihr Blick war fixiert auf den ihr näherkommenden Dolch. Trotz ihres jungen Alters war es, als würde sie ahnen, welches Schicksal auf sie zukam.

In ihren Augen spiegelte sich das unheilbringende Abbild des Dolches wider, der sich langsam auf sie zubewegte. Mit jedem Zentimeter, den sich das kalte Metall der Kleinen näherte, tauchte sein Bild tiefer ein in das unendliche Blau ihrer unschuldigen Augen. Obwohl sie nicht verstand, was um sie herum geschah, spürte sie, daß ihr nichts Gutes bevorstand. Das Tempo, mit dem sich die Klinge näherte, schien sich zu erhöhen. Funkelnd reflektierte sie den Widerschein der lodernen Flammen in die Augen

des kleinen Mädchens. Sie sank schneller und schneller und dennoch schien sich die Distanz zu vergrößern, anstatt zu verringern. Während die Klinge in der realen Welt näher und näher kam, tauchte das Spiel des flackernden Kerzenlichtes immer tiefer in das Bewußtsein des kleinen Mädchens ab. Das Funkeln auf dem glatten Metall wurde zu hellen Blitzen in einer Gewitterfront aus dunklen Schatten. Das Flackern der Kerzen war nicht länger ein Flackern, sondern wandelte sich zu den flinken Flügelschlägen eines verängstigten Vogels auf der Flucht. Das vage Licht der Fackeln drang tief in seine kleinen Augen, wie Sonnenstrahlen nach einem heftigen Gewitter, die es auf wundersame Weise schafften, die dunklen Wolken zu vertreiben und dem gerade erst geborenen Vogel den Weg wiesen, um dem nahenden Schmerz zu entfliehen. Das Licht verdrängte alles was war und ist und ersetzte die Kälte des Metalls durch das strahlende Blau eines Himmels, der keine Erinnerung an diese dunkle und gefährvolle Realität zuließ. Der kleine Vogel wußte nicht, woher dieses Licht kam; aber er fühlte instinktiv, daß es gut war und folgte ihm.

Zunächst nahm der kleine Vogel nur sehr wenig von seiner Umgebung wahr. Hinter ihm glaubte er Donner grollen zu hören, doch wagte er es nicht, sich umzusehen. Im Grunde wollte er auch gar nicht wissen, was hinter ihm lag. In panischer Angst floh er vor etwas, das er nicht kannte und einfach nur hinter sich lassen wollte, denn sein Gefühl sagte ihm, daß er dem, was hinter ihm lag, entkommen mußte, wenn er überleben wollte.

Und so flog das kleine Geschöpf, so schnell und so weit es seine schmerzenden Flügel nur trugen. Er flog weiter und weiter, weg vor dem, was war; weg vor dem, wovon er glaubte, es würde ihn einholen, wenn er jetzt eine Rast einlegte. Erst, als er schon geraume Zeit kein Donnergrollen mehr hinter sich hörte, wagte er es,

sein Tempo zu verlangsamen und sich, erschöpft vom langen Fluge, seine Umgebung etwas näher zu betrachten.

Sein Weg hatte ihn hinweg über dichte Wälder, weitläufige Felder und grüne Weiden geführt. So weit sein Blick reichte, lagen vor ihm saftige Wiesen, deren knöchelhohes Gras sanft im Wind hin und her wogte. Die Sonne lachte fröhlich von einem strahlend blauen Himmel herab, und nur vereinzelt gab es Wölkchen, die, gleich kleinen Schäfchen, in ruhigen Bahnen ihrer Wege zogen.

Nicht weit von ihm stand inmitten einer großen Wiese ein einzelner mächtiger Baum, eine alte Eiche, in dessen Schatten ein etwa fünfjähriges Mädchen saß. Sie lauschte aufmerksam der Melodie einer kunstvoll verzierten Spieluhr, auf deren kreisförmigen Aufsatz eine zierliche Ballerina tanzte.

Müde vom langen Flug und betört von dem bezaubernden Klang der Spieluhr, setzte der Vogel zur Landung an. In unmittelbarer Nähe der Spieluhr ließ er sich auf dem Boden nieder und machte zögerlich einige wacklige Schritte auf dieses seltsame Ding zu, das kein Vogel war, aber dennoch ebenso schön sang, wie die besten Meistersänger unter seinen Artgenossen. Fasziniert beobachtete er die Bewegungen der Figur, die sich um sich selbst drehte, während sie in nahezu perfekten Kreisen über den winzigen Tanzboden schwebte. Neugierig hüpfte der kleine Vogel noch näher an das merkwürdige Ding heran. Er legte seinen Kopf etwas zur Seite und lauschte dem Klang dieses wundersamen Geräts. Zaghafte nahm er einen Ton der Melodie auf. Dann einen zweiten. Mit der Zeit gelang es ihm immer besser, den Verlauf der Melodie mit seiner Stimme nachzuahmen.

Als die Spieluhr ihr Lied beendet hatte, fragte das Mädchen den Vogel in der für kleine Kinder typischen, etwas verwaschenen Sprache: »Dia gfälld des Lied woll?« Sie tat dies, ohne ihren Blick

dabei von der Spieluhr abzuwenden. Doch selbst wenn der Vogel in der Lage gewesen wäre, ihr zu antworten, hätte er ihre Frage wohl als rein rhetorisch aufgefaßt und geschwiegen.

»Also mia gfällds.«, sagte die Kleine. »Höa mia des Lied imma an, wenn ich so allein bin.« Traurig blickte sie zu Boden. »Hm ...«, sprach sie mehr zu sich selbst, als zu dem kleinen Vogel, »bin siemlich of allein.« Behutsam nahm sie die Spieluhr und verstaute sie in einem großen Hohlraum in der Eiche hinter ihr. Dann drehte sie sich wieder zu dem Vogel um und schenkte dem Neuankömmling erstmals ihre volle Aufmerksamkeit. Die Traurigkeit in ihrem Gesicht war wie hinweggeblasen, und sie plauderte fröhlich weiter: »Bin die Flora. Un wea bis Du?«

»Tschieep«, zwitscherte der kleine Vogel und war selbst etwas von seiner Antwort überrascht, so als wäre ihm gerade erst bewußt geworden, daß er ein Vogel war. Flora begann zu kichern und hielt sich schnell die Hände vors Gesicht, um ihr Kichern zu verbergen. »Is ja n lusediga Name!«, sagte sie schließlich. Und nach einem weiteren Kichern fügte sie hinzu: »Aba gut ... Hallo Chip!«

Flora setzte sich und lehnte sich mit dem Rücken gegen den alten Baum. »Hm ...«, grübelte sie und legte die Stirn dabei übertrieben in Falten. »Du schaus müde aus. Du muß Dich ausruhn.« Sie betrachtete ihr gefiedertes Gegenüber mit demselben gestrengen Blick, den sorgvolle Mütter aufsetzen, um ihren Kleinen unmißverständlich zu zeigen, daß es nun Schlafenszeit ist und keine Widerrede geduldet wird. Chip, der nichts mit dieser menschlichen Mimik anzufangen wußte, blickte Flora daher einfach nur neugierig mit seinen kleinen schwarzen Augen an.

Unvermittelt änderte sich Floras Gesichtsausdruck erneut, und sie sprang dabei so schnell auf, daß Chip einen kleinen Schreck bekam. »Bleibs Du jetzt bei mia, ja?«, fragte Flora voller Freude

strahlend und fügte erklärend hinzu: »Hab mia schon lang n Freund sum Spieln gwünscht.« So schnell, wie Flora aufgesprungen war, legte sich nun wieder ein Schatten über ihr Gesicht. »Hab nämlich Angs.«, flüsterte sie. »Hab viel Angs so allein.« Nach einer kurzen Pause setzte sie mit einem leichten Seufzen nach: »Aba hia kann mia ja ganix passian. Komm ja nie eina hea.« So paradox dieser Gedanke auch war, verhalf er Flora, zu ihrer guten Laune zurückzukehren.

Die Fröhlichkeit des kleinen Mädchens steckte Chip an. Und ihm gefiel der Gedanke, sich hier von den vergangenen Strapazen auszuruhen. Fast hatte er schon vergessen, daß er eben noch auf der Flucht gewesen war. Er versuchte kurz, sich daran zu erinnern, wovor er eigentlich geflohen war, doch im nächsten Moment erschien es ihm nicht mehr so wichtig, und er unterließ es, sich weitere Gedanken zu machen. Munter hüpfte er auf Flora zu und setzte sich auf ihren Schoß, wo er sich von ihr genüßlich das zerzauste Gefieder in Ordnung bringen ließ.

Langsam tauchte die Sonne am fernen Horizont unter, und Flora begann zu gähnen. »Glaub, ich will jetzt schlafn.«, sagte sie zu Chip. »Sons meckan die Großn bloß wieda.«

»Du komms nich vonnen Großn, oda?«, fragte Flora. »Naja, die komm auch nich of hia hea.« Flora legte sich unter die Eiche und machte es sich für die Nacht bequem. »Außa zum Meckan.«, fügte sie nach einem weiteren Gähnen hinzu und schloß die Augen. Chip sah Flora fragend an; dann hüpfte er zu ihr hinüber und kuschelte sich an ihre Seite. *Hier kann ja nichts passieren*, ging es ihm nochmals durch den Kopf, bevor er selbst die Augen schloß und ebenfalls ins Reich der Träume driftete.

KAPITEL II  
**DIE GASTGEBERIN**

»Lina! Aufstehen!« Es dauerte ein wenig, bis die Worte in Salinas Bewußtsein vordrangen. Erneut rief ihre Mutter aus der Küche: »Los, raus aus dem Bett! Du kommst noch zu spät zur Schule.«

Mit verquollenen Augen versuchte Lina die Ziffern ihres Radio- weckers in eine brauchbare Uhrzeit zu verwandeln. Nach einer Weile gelang es ihr: 06.45 Uhr. »OK«, grummelte Lina noch halb schlafend zu sich selbst, »Zeit zum Aufstehen.« Langsam quälte sie sich in eine aufrechte Position. Als ihr Blick auf den Schreibtisch am Fenster fiel, wurde sie schlagartig munter, und die durchwachten Stunden der vergangenen Nacht kamen ihr wieder zu Bewußtsein. »Ach, Mist!«, murmelte Lina, »Stimmt, da war noch was ...«

Eilig sprang sie aus dem Bett, ging zum Tisch und schnappte die blutgetränkten Taschentücher, die sie auf dem Schreibtisch vergessen hatte. Das frische Rot hatte inzwischen eine rostig braune Farbe angenommen. Dunkel begann sie sich daran zu erinnern, daß es letzte Nacht sehr spät geworden war, bis sie einschlafen konnte; daß sie wieder von diesen Bildern gequält wurde, sobald es dunkel war; daß sie es nur aushalten konnte, wenn sie Druck abließ.

Sie betrachtete ihre Arme. Die Schnitte waren nur oberflächlich. Sie hatte sich schon schlimmer verletzt. Linas gesamten Körper durchfuhr ein jähes Zucken, ganz so, als versuche sie, die Abscheu, die sie gerade vor sich selbst empfand, abzuschütteln. Ein erneuter Ruf ihrer Mutter holte sie ins Hier und Jetzt zurück, und Lina huschte ins Bad. Sie warf die Taschentücher in die Toilette

und drückte die Spülung, bis der gesamte Wasserkasten leer und die Erinnerungen an die letzte Nacht in den Weiten des städtischen Abwassersystem verschwunden waren.

Lina schlüpfte in die kleine Duschkabine und freute sich auf die befreiende Wirkung der morgendlichen Dusche. Heißes Wasser auf ihrer Haut hatte für gewöhnlich einen – im doppelten Sinne – reinigenden Effekt. Es reinigte sie nicht nur auf herkömmliche Weise, sondern half ihr auch, sich besserzufühlen und die Bilder der vergangenen Nacht wegzuwaschen. An jedem anderen Tag wäre sie liebend gerne für Stunden unter der Dusche stehengeblieben. Doch an diesem Morgen erinnerte sie das heiße Wasser auf unangenehme Weise an ihre verletzten Arme. Sie drehte den Regler daher von heiß auf kalt und blieb noch für einige Sekunden unter dem eisigen Wasserstrahl stehen. Bibbernd stellte sie fest, daß auch kaltes Wasser dazu gut war, die bösen Bilder zu vertreiben. Und darüber hinaus hatte sie nun endgültig die letzte Müdigkeit hinter sich gelassen.

Als sie wenig später die Küche betrat, hatte ihr Vater, Juniorchef eines soliden mittelständischen Süßwarenbetriebes, das Haus bereits verlassen, um – wie üblich – als erster im Büro zu sein. In den Ferien half Lina hin und wieder im Betrieb bei der Lebensmittelkontrolle. Sie wäre nicht darauf angewiesen gewesen, sich ihr bereits üppiges Taschengeld auf diese Weise aufzubessern, mochte aber viele der Kollegen, mit denen sie dort zusammenarbeiten durfte. Und die Arbeit machte ihr auch Spaß. Anders als ihr Vater, ihre Kollegen, ja sogar Linas Lehrer, sah sie sich allerdings noch keineswegs als Nachfolgechefin der dritten Generation des inzwischen auf beachtliche Größe herangewachsenen Familienunternehmens. Tatsächlich hatte Lina sich noch nicht einmal Gedanken darüber gemacht, ob ihr diese Position gefallen könnte.

Lina hauchte ihrer Mutter ein vorsichtiges »Guten Morgen.« entgegen. Sie wußte nicht, wieviele *Kleine Gute-Nacht-Wichtel* – so bezeichnete ihre Mutter einen Dry Martini – sie letzte Nacht auf den Weg ins Bett begleitet hatten, und wollte nicht riskieren, den bösen Kater zu wecken, der den kleinen Wichteln am Morgen danach so gerne nachjagte. Aber die Chancen standen gut, daß es nicht all zu viele Wichtel waren, denn ihre Mutter saß am Küchentisch über einem ihrer Frauenmagazine und schien in einen Artikel über Faltenglättung mittels Butoxspritze vertieft zu sein. *Drei*, dachte Lina, *höchstens vier. Meine Mutter ist zwar gut im Training, aber nach mehr als vier Wichteln stünde ihr jetzt bestimmt nicht der Sinn nach Lesen.*

Linas Mutter schien die Anwesenheit ihrer Tochter indes nicht einmal bemerkt zu haben. Schweigend versorgte sich Lina mit einer Tasse Kaffee und setzte sich an ihren angestammten Platz am Küchentisch. Ein Blick auf die große Küchenuhr, die über dem Kühlschrank angebracht war, bereitete Lina erneut einen kleinen Schock. Die Uhr stand auf kurz nach halb Acht. Eigentlich hätte sie um halb aus dem Haus gemußt, wenn sie pünktlich in der Schule sein wollte. Wenn die Zeit stimmte, – und das mußte sie, denn die Küchenuhr war funkgesteuert, – dann hatte sie über eine halbe Stunde unter der Dusche verbracht. Dabei war sie sich sicher, nicht länger als fünf Minuten geduscht zu haben. Aber darüber konnte sie sich ein andermal Gedanken machen.

»Ich muß los.«, warf Lina ihrer Mutter zu, nahm einen letzten Schluck Kaffee und wollte gerade in der Hoffnung aufstehen, daß ihre Mutter sie noch ein paar Sekunden länger ignorieren könnte. Leider war hier allein der Wunsch Vater des Gedanken.

»Iß was, Kind.«, mahnte ihre Mutter sie, allerdings ohne den Blick von ihrer Zeitschrift abzuwenden.

Lina versuchte ruhigzubleiben. »Mach ich in der Schule.« Jetzt konnte sie sich ein unmutbekundendes Seufzen jedoch nicht verkneifen. »Ich hab jetzt noch keinen Hunger. Außerdem bin ich spät dran.«

»Du bist immer spät dran.«, erwiderte ihre Mutter mit einer gewissen resignierten Lustlosigkeit. »Und zieh Dir doch *bitte* was leichteres an. Heute sollen's dreißig Grad werden, und Du rennst langärmlig durch die Gegend.«

Lina sah keine Notwendigkeit, darauf noch einzugehen. Schließlich hatte sie ihre Gründe für ihr Outfit.

Linus Mutter tat ihr, ohne sich dessen bewußt zu sein, einen großen Gefallen, indem sie zu einem anderen Thema wechselte: »Kind, vergiß nicht, daß wir heute abend bei Oma und Opa eingeladen sind. Also trödel nicht wieder so rum und sei ausnahmsweise wenigstens *einmal* pünktlich zu Hause.«

Lina war dieser versteckte Vorwurf es nichteinmal Wert ihn zu ignorieren. Sie sah ihrer Mutter direkt ins Gesicht und entgegnete mit einem Hauch von kühlem Sarkasmus: »Bin ich doch immer.« und setzte dabei gekonnt den unvergleichlichen unschuldigen Blick eines sanftmütigen Engels auf. In ihrem Inneren jedoch begann es bereits heftig zu brodeln. *Wie kann ein einzelner Mensch am frühesten Morgen nur schon so nerven?*

»Ich muß jetzt echt los. Tschüs!« Lina griff nach ihrer Schultasche und verharrte noch einen Augenblick, da sie mit einer weiteren Nörgelei ihrer Mutter rechnete. Doch ihre Mutter zeigte keinerlei Reaktion, was Lina nur mehr als Recht war. Erst, als sie bereits fast die Wohnung verlassen hatte, hörte Lina undeutlich, daß ihre Mutter ihr irgend etwas hinterherrief. *Zu spät!* Lina zog die Wohnungstüre mit etwas zu viel Schwung hinter sich zu, so daß sie mit einem lauten Knall ins Schloß fiel.

Der Gong ertönte und holte Lina in die Realität zurück. Sie hatte während der ganzen Stunde aus dem Fenster gestarrt und, wie so oft, nichts von dem mitbekommen, was der Lehrer so mühevoll versuchte, der Klasse beizubringen. Lina wunderte sich inzwischen schon gar nicht mehr darüber, wohin die Zeit in der Schule verschwand. Im Grunde war sie sogar ganz froh, sich nicht stundenlang mit Algebra oder Englisch herumärgern zu müssen.

»Na, Linchen, kommst Du mit raus?« Betty setzte sich auf Linas Pult und sah sie fragend an.

»Hm, Ja.«, lächelte Lina, »Und hör auf, mich so zu nennen!«

Zusammen machten sie sich auf den Weg in den Schulhof.

»Bist Du heute irgendwie schlecht gelaunt?«, fragte Betty.

»Mhmm ... Ja. Nein. Nicht wirklich. Hab nur wieder so viel Mist geträumt. Egal.«

Betty fand es alles andere als egal, wenn ihre beste Freundin von Alpträumen gequält wurde. »Wovon träumst Du denn immer? Möchtest Du mir nicht mal davon erzählen?«

»Nein. Nicht wirklich. Kann mich sowieso schon nicht mehr dran erinnern.«, wiegelte Lina ab.

Im Schulhof setzten sie sich auf die Rückenlehne »ihrer« Bank. Sie stand etwas Abseits unter einer riesigen, alten Eiche, in der sich bereits viele ihrer Vorgänger an der Karl-May-Gesamtschule verewigt hatten. Lina startete auf einen nicht vorhandenen Punkt auf der anderen Seite des Hofes. Betty beobachtete sie dabei so lange, bis Lina ihren Blick spürte und ihn endlich erwiderte.

»Hast Du wieder ... ?« Ohne daß sie ihren Satz vollenden mußte, wußte Lina sofort, was Betty fragen wollte.

»Mhm.«, gab Lina ertappt zu und senkte ihren Blick auf einen weiteren Punkt, den es nicht gab, auf dem Boden vor der Sitzbank.

»Wieso?« In Bettys Stimme mischten sich Unverständnis und

Besorgnis zu einem verzweifelten Gemisch der Hilflosigkeit.

»Weiß nicht ... So halt.«, entgegnete Lina mit fast teilnahmsloser Mine.

Betty schüttelte langsam den Kopf. »Ich weiß echt nicht, was ich mit Dir machen soll.«

»Nichts.«, konterte Salina, »Mit mir muß man nichts machen.« Sie grinste Betty mit einem breiten Lächeln an.

Betty suchte weiter nach Antworten: »Ist es wegen der Schule? Mensch, ich bleib dieses Jahr doch auch sitzen. Was soll's! Wenigstens bleiben wir so in derselben Klasse.«

»Ja. Nein. Weiß nicht. Ist auch egal.«

»Grummel! Kannst Du mir nicht ausnahmsweise einmal eine vernünftige Antwort geben? Ich mach mir einfach Sorgen um Dich. Ist das so schwer zu verstehen?« In Bettys Stimme mischte sich nun noch ein Quentchen Wut über ihre eigene Hilflosigkeit. »Vielleicht solltest Du ja doch mal über eine Therapie nachdenken.«

»Wofür denn?«, holte Lina zur Defensive aus. »Ich brauch keine Therapie.«

»Und was ist damit?!«, fragte Betty und zeigte auf Linas Arme. »Du hast mir doch selbst gesagt, daß es Dich stört, und daß Du gern damit aufhören würdest.«

»Hmm ...«, grummelte Lina, was Betty als zustimmendes »Ja.« deutete.

»Na also. In 'ner Therapie könntest Du das endlich schaffen. Wie lang willst Du denn noch warten? Bis Du Dir Deinen Arm abgeschnitten hast?« Betty nahm Linas Uneinsichtigkeit jetzt persönlich und wurde nicht nur hörbar, sondern auch deutlich sichtbar, energischer in ihren Überredungsversuchen. Am liebsten hätte sie Lina an den Schultern gepackt und kräftig durchgeschüttelt, wenn

es ihr dadurch gelingen würde, sie von ihrer Sturheit zu kurieren. Da das nicht funktionierte, versuchte sie Lina weiter mit verbalen Argumenten von einer Therapie zu überzeugen: »Eine Freundin meiner Sis' hat auch 'ne Therapie gemacht. Wegen 'ner Bulimie. Hat die ganze Zeit gekotzt. Aber jetzt klappt's wieder mit dem Essen. Der geht's jetzt richtig gut, sagt meine Sis'.«

»Ich kotz' ja nicht.«, verteidigte sich Lina.

»Nein. Du schneidest!«. Betty verspürte den intensiven Drang, Lina an die Kehle zu springen. »Wie lang soll das denn noch so gehen?«

»Weiß nicht.«, entgegnete Lina schulterzuckend. »Ist auch egal.«

»Du und Dein ›Egal!« Betty machte einen Satz und hüpfte leicht entnervt von der Bank.

»Was hast Du denn gegen mein ›Egal?«, wehrte sich Lina und folgte Betty in lässiger Gemächlichkeit.

»Ach, vergiß es ...« Betty gab sich vorerst geschlagen. Vorerst. In ihrem Innern hoffte sie weiterhin, Lina irgendwann davon überzeugen zu können, daß sie wirklich Hilfe brauchte.

»Komm, wir müssen zurück in die Klasse.«, sagte sie und legte ihren Arm um Lina.

Der restliche Vormittag verging ebenso rasch, wie die ersten beiden Stunden. Als Lina in den Bus stieg, um nach Hause zu fahren, war sie sich nichteinmal mehr sicher, ob sie wirklich in der Schule gewesen war.

»Hast Du Dich bei Oma und Opa schon für die neuen Schuhe bedankt, die sie Dir gekauft haben?«

*Wieso klang jede Frage von Linas Mutter immer nach einem Vorwurf?*

»Ja, hab ich.«, stöhnte Lina entnervt. Mittlerweile zeigte sie sich

ganz und gar nicht mehr gelassen. Sie war kurz davor zu platzen. Der Druck in ihr war fast nicht mehr auszuhalten. Sie wollte nur noch raus hier!

Die kleine Familienfeier bei ihren Großeltern ging nun schon in die dritte Stunde. Lina hatte gehofft, sich gleich nach dem Essen absetzen zu können. Doch dann kam ihre Mutter wieder mit der alten Leier, was sie sich dabei denken würde, und wie undankbar sie doch wäre; und daß ihre Großeltern doch so viel für sie tun würden; und überhaupt sähen sie ihr Enkelkind doch so selten.

Lina versuchte, die Gedanken in ihrem Kopf zu ordnen. Ihr Blick fiel auf ihren Vater, der mit einem Glas Cognac in der Hand auf der Couch im Wohnzimmer seiner Eltern saß. Lina selbst hatte es sich, so gut es ging, in dem Korbstuhl direkt neben der Zimmertüre bequem gemacht. Sie war angespannt und fühlte sich wie ein verängstigtes Mäuschen, das von einer Katze in die Ecke gedrängt worden war.

**WILL HIER WEG! DER SIEHT MICH SCHON WIEDER SO KOMISCH AN :(**

Lina schickte die SMS an ihren ... *Was war er eigentlich?* Er selbst hatte ihr erst vor kurzem die Frage gestellt, was er für sie sei; was er ihr bedeute. Lina wußte die Antwort nicht. Sie wußte kaum etwas von Alex und doch vertraute sie keinem Menschen mehr, als ihm.

Vor etwa vier Monaten hatte sie ihn in einem Chatroom eines Forums für Leute mit selbstverletzendem Verhalten kennengelernt. Sie hatte ihn nur deshalb angesprochen, weil ihr Alex' Nickname so gefiel. Nach dem anfänglichen Smalltalk, der erstaunlich kurz andauerte, bemerkten beide sehr rasch, daß sie sich gut verstanden und trafen sich regelmäßig zum Chatten oder schrieben sich lange

Mails. Irgendwann konnte Alex Lina dann davon überzeugen, daß der Blitz keinen von ihnen treffen würde, wenn sie auch mal miteinander telefonierte und daß dies auch ansonsten vollkommen ungefährlich sei.

Wenige Augenblicke später kam seine Antwort: **Hm... :( Glaubst Du, er wird Dich heute in Ruhe lassen? \*mirsorgenmach\* Alex**

Sie hatten sich noch nie real getroffen. Alex bettelte zwar schon seit einiger Zeit um ein Treffen, doch Lina konnte sich bislang nicht dazu durchringen. Sie hatte noch zu viel Angst. Nicht vor Alex oder vor dem, was Alex bereits über sie wußte. Nein, sie hatte Angst vor dem, was Alex noch nicht wußte und zunächst besser auch nicht wissen sollte.

Lina antwortete: **WEISS NICHT. HAB ANGST. DARF ICH DICH SPÄTER WIEDER ANSCHWEIGEN? :)**

Dabei wußte Alex bereits eine Menge. Manchmal hatte Lina das Gefühl, Alex wisse mehr über sie, als sie selbst. Und manchmal erschien ihr das schlichtweg zu viel.

Auf der anderen Seite tat es gut, jemanden zu haben, den man mit seinen Problemen nerven durfte. Bereits während des ersten Chats konnte sie ihm von ihrer Ritzerei erzählen. Er reagierte nicht wie die meisten, vollkommen geschockt, sondern zeigte überraschenderweise Verständnis für sie. Er schien zu verstehen, wieso sie sich immer wieder schneiden mußte, obwohl sie die Narben so sehr haßte. Sie erzählte ihm sogar davon, wie sie früher, als sie noch nicht zum Messer griff, mit Absicht irgendwelchen Mist

angestellt hatte, nur deshalb, weil sie wußte, daß es von ihrem Vater dann Schläge gab.

Alex schien ein Gespür für Linas Gedanken zu haben. Er wußte viele Dinge, ohne daß Lina sie aussprach. Und so kam es auch, daß Alex bereits nach wenigen Wochen beim allabendlichen Chat Lina die entscheidende Frage stellte: »hm ... lina ... darf ich dich mal direkt fragen: wurdest du mißbraucht?«

Lina gab darauf keine Antwort. Erschrocken, beinahe reflexhaft, trennte sie die Internetverbindung und starrte auf die Worte auf ihrem Bildschirm. *Wie konnte er das wissen?*

Sie konnte nicht sagen, wieviel Zeit vergangen war, bevor Alex' SMS eintraf: **Sorry, wenn ich zu direkt war. Wollte Dich nicht verletzen. Ist alles ok?**

**SCHON OK. BISHER HAT MICH NUR NOCH NIE EINER DIREKT DRAUF ANGESPROCHEN** – Linas Antwort hätte nicht deutlicher sein können.

Von diesem Moment an, war für Lina nichts mehr so, wie es einmal war. Plötzlich kannte jemand ihr Geheimnis. Und das merkwürdigste daran war für sie, daß Alex sie nicht fallen ließ, daß er sich nicht von ihr abwandte. Im Gegenteil. Ihre Gespräche, – zunächst im Netz, dann am Telefon –, wurden häufiger und länger. An manchen Tagen summierte sich die Dauer der Gespräche auf mehr als fünf Stunden.

Meist war es Alex, der die Fragen stellte, und Lina antwortete. Und manchmal, wenn Lina nicht antworten konnte, schloß Alex aus dem Nichtgesagten auf die Antwort. Ab und an war es Lina richtig unheimlich, wie gut Alex »raten« konnte, was in ihr vorging, woran sie dachte und wofür sie keine Worte fand. Aber es gab ihr ein Gefühl der Geborgenheit, wenn sie sich bei ihm *aus-schweigen durfte*, wie sie es gerne nannte. Sie fühlte sich dann

nicht mehr so alleingelassen mit ihren Problemen.

Das einzige, was Lina an Alex nervte, waren seine unentwegten Versuche, sie zu einer Therapie zu überreden. In diesem Punkt war er noch schlimmer, als Betty. *Ein richtiger Sturkopf!* Doch um dauerhaft mit Lina klarzukommen, mußte man wohl einfach über ein gewisses Quantum Sturheit verfügen.

**Klar darfst Du mich anschweigen. \*knuddel\* :) Wann soll ich Dich denn anrufen?**

Wieder dauerte es nur kurze Zeit, bevor Linas Handy durch zwei kurze Pfeiftöne Alex' Antwort signalisierte.

Doch Lina bemerkte die SMS nicht. Ihr Handy lag unbeachtet in dem Korbstuhl, in dem sie eben noch gesessen hatte. Niemand im Raum hatte davon Notiz genommen, als Lina das Zimmer verlassen hatte.